

schildert. Es ist Transzendenz als „über hinaus gehoben über sich“: „entrückt bis zum dritten Himmel“. Es ist eben hierin aber der gerade in solcher Transzendenz gesteigerte Taumel des Preisgegebenen und Geschleuderten: in den „Faustschlägen“ des „Satan-Engel“. Es ist Transzendenz, wie ein Hymnus des hl. Johannes vom Kreuz es sagt:

„Um wieviel höher je hinhing ich
zu diesem Wurf so erhaben,
soviel niedriger je und rückergeben
und heruntergekommen mich fand ich;
Spielzeug: nicht hatte ich irgend Erjagen;
und heruntergab ich mich so sehr, so sehr,
daß ich war so hoch, so hoch...“ (Obras III 169).

Der Aufstieg der Frau im Frühchristentum

Von Anton Koch S. J.

In einem Beitrag „Christentum und Frauentum im deutschen Mittelalter“ wurde vor einiger Zeit in dieser Zeitschrift die Leistung der Kirche für die Frau, vorab im Lebensraum der christlich-deutschen Frühzeit, zusammenfassend gewürdigt (Bd. 128 [1934] 19—32). Die dort gegebene Darstellung legt schon von sich aus den Gedanken nahe, die Entwicklungslinien des Frauenproblems in der christlichen Kirche aus der Frühzeit des deutschen Volkes in die Frühzeit des Christentums überhaupt zu verfolgen, da das christlich-germanische Mittelalter naturgemäß auch in dieser Hinsicht auf dem Grund weiterbaute, den die junge Kirche des christlichen Altertums gelegt hatte. Eine solche Weiterführung und Ergänzung erscheint aber auch aus dem Grunde erforderlich, weil heute, wenn auch nicht zum ersten Mal, so doch mit erneuter Wucht Anklagen gegen die Kirche erhoben werden, die ihr nicht weniger als ein vollständiges Versagen in unserer Frage, ja die schwerste Versündigung am Frauentum überhaupt zur Last legen.

So lesen wir z. B. in einem Kampfblatt deutschgläubiger Haltung — der Name tut nichts zur Sache, da die Ausführungen dem Inhalt nach in den Blättern ähnlicher Geistesrichtung bald da, bald dort wiederkehren —, das Christentum habe das Weib und seine Bestimmung herabgewürdigt, es habe die Abkehr von der Natur und die Ertötung des Fleisches gepredigt und dadurch die Köpfe und Herzen seiner Bekenner verwirrt, es habe die Frau zur Sklavin des Mannes, ja zur Dirne erniedrigt u. a. m. Zum Beweis für diese vernichtenden Anklagen werden, abgesehen von den Ausgeburten einer groben Unwissenheit in katholischen Dingen, z. B. über das Dogma von der Unbefleckten Empfängnis Marias, eine Reihe von Kirchenvätern und Kirchenschriftstellern bemüht, deren Aussprüche, mit sorgfältiger Einseitigkeit ausgewählt und quellenmäßig in keiner Weise belegt, die Verachtung des Weibes unter den „Leuchten theologischer Wissenschaft“ dartun sollen.

Wir glauben auch in diesem Punkt, daß nicht billige Schwarzweißmalerei,

sondern nur ruhige Versenkung in den geschichtlichen Tatbestand unter Würdigung möglichst aller in Betracht kommenden Gegebenheiten Licht und Schatten gerecht verteilt und so zu einer wirklichkeitsgetreuen Klärung der Frage führt. Dieser Versuch sei hier gemacht, wobei ausdrücklich betont werden mag, daß es sich um einen Versuch handelt, das wenn auch oft behandelte, so doch noch lange nicht allseitig durchforschte weit-schichtige Thema in seinen wichtigsten Teilen zu beleuchten. Der Ausgangspunkt ist dabei die Lage der Frau in der Zeit um Christus und der Anruf Christi an sie. Die Frau selbst wird die Antwort auf diesen Anruf geben. Aus beiden zusammen, Ruf und Antwort, ergeben sich die geschichtlichen Auswirkungen auf Persönlichkeit und Wertung der Frau.

Die Stellung der Frau in den vorchristlichen und außerchristlichen Epochen zutreffend zu schildern, ist auch dann nicht leicht, wenn man sich allein auf jene Gebiete und Völker beschränkt, in denen das junge Christentum während der ersten Jahrhunderte seines Bestehens zunächst Aufnahme und Verbreitung fand. Handelt es sich doch hier um ein Thema der Kulturgeschichte, zu dem die Quellen besonders spärlich fließen, bei dem darum die Gefahr der Verzeichnung oder allzu raschen Verallgemeinerung besonders nahe liegt. Auch die christliche Apologetik der früheren und neueren Zeit hat — diesen Eindruck erhält man da und dort — bei der Schilderung des Schicksals der Frau vor Christus die Farben nicht selten dunkler gewählt, als es der Wirklichkeit, wenigstens der Gesamtwirklichkeit entspricht. Vielleicht mag dabei unbewußt das Streben geleitet haben, auf solch dunklem Hintergrunde die Erlösung des Weibes durch Christus um so heller hervortreten zu lassen, obgleich man dann nicht so leicht zu erklären vermag, wie ein also geknechtetes, entseeltes, ja verkommenes Frauentum mit solcher Schnelligkeit sich den erhabenen Gedanken und Forderungen Christi erschließen konnte, wie dies tatsächlich der Fall war. Es ist sicher ein leichtes, aus den wenig günstigen Lebensbedingungen der Frau in einigen Himmelsstrichen, etwa im alten Athen, aus den Sittenschilderungen von Satirikern und Philosophen, die die Verirrungen einer entarteten Welt der römischen Kaiserzeit zur Zielscheibe ihrer Angriffe machen, oder aus gelegentlich überlieferten Großskandalen, die nirgendwo fehlen, ein Bild antiken Frauentums zu entwerfen, das zu den heutigen Auffassungen von Wesen und Würde der Frau in grellem Widerspruch steht. Aber die ganze Wirklichkeit ist das nicht. Es gab andere Gebiete, andere Zeiten, andere Lebensverhältnisse, die der Frau günstiger waren, die der Entfaltung ihrer Eigenart weiteren Spielraum ließen. Und vor allem: es gab immer und überall Frauen, auch in Rom, auch in Athen, die durch alle Ungunst der Verhältnisse hindurch sich ihre frauliche Eigenart bewahrten und diese auch gegen den Widerstand der Zeit- und Volksanschauungen in stiller Treue durchzusetzen wußten, wenn auch kein zufällig wiedergefundener Grabstein, keine wiederentdeckte Zeile auf Papyrusfasern, kein gelegentliches Lob eines alten Schriftstellers mehr von ihrem Sorgen und Lieben spricht. Das Hochbild einer Frau vornehmer Kreise, wie es der verbannte Seneka in dem Trostsreiben an seine Mutter Helvia

zeichnet¹, steht auch in den Zeiten des römischen Niederganges sicher nicht vollkommen vereinzelt da, und das trauliche Idyll, das Ovids Metamorphosen von dem ehelichen Zusammenleben der beiden guten Alten Philemon und Baucis schildern, ist gewiß ebenso naturwahr der Wirklichkeit nachgemalt, wie es in schlichten ländlichen Verhältnissen wohl in manchem Dorf des römischen Imperiums anzutreffen war.

Trotzdem — auch wenn man einmal alles vergißt, was an dunklen Zügen bald da, bald dort in Erscheinung tritt — von den Mädchenaussetzungen und der heiligen oder unheiligen Prostitution bis zu den Verheerungen, die Päderastie oder gar das weibliche Sklavenelend in der Seele der Frau anrichten mußten; wenn man auch alles zusammenträgt, was das Gesamtbild versöhnlicher wirken läßt: es lag und liegt über all diesem Frauentum der alten Zeit etwas wie letzte Dumpfheit und Unerlöstheit ausgebreitet, eine letzte Sinnlosigkeit und Ratlosigkeit, die Goethe, seherisch antikes Fühlen deutend, seine Iphigenie in das ergreifende Wort zusammenfassen läßt: „Ich rechte mit den Göttern nicht; allein der Frauen Zustand ist beklagenswert.“ Hineingeworfen in den Strudel des menschlichen Daseins und der Willkür seines Auf und Nieder preisgegeben, suchte die Frau vergebens nach einem Stern, der ihr milde und stark zugleich die Richtung wies, um ihre innerlichsten Werte, von denen sie selbst mehr ahnte als wußte, groß und unbeirrbar darzuleben. Nach allem, was sich ihr in herkömmlicher Sitte und Anschauung an Möglichkeiten bot, einzig nur als wertlose oder bestenfalls wertvolle Zugabe zum Leben des Mannes betrachtet, mußte ihr Fragen nach Eigenstand und Eigenwert ihres Wesens, wenn es überhaupt aufstieg, doch stets ins Leere verhallen. Und wagte sie es, wie etwa im späten Rom, die demütigenden Fesseln einmal zu sprengen, so erkämpfte sie sich vielleicht die rechtliche oder sexuelle Emanzipation, aber sie verlor darüber zugleich ihren fraulichen Adel und damit auch die Achtung des männlichen Geschlechts. Unmündig im Tiefsten und Letzten auch dort, wo ihr, wie z. B. im hellenistischen Ägypten², die Entwicklung der Verhältnisse äußerlich eine gewisse Freizügigkeit eingeräumt hatte, blieb die Frau „anonym“, namenlos in jenem letzten Sinn dumpfer Namenlosigkeit, der sie im Reiche vollwacher Persönlichkeit zur Null stempelte. Denn es war keiner, der sie in diesem Sinn bei ihrem Namen angerufen hätte.

Da kam Christus — und rief die Frau bei ihrem Namen. Ganz schlicht, aber ganz groß und einmalig. Man hat, um die Gewalt und Hoheit dieses Anrufs und seine Wirkung auf die Frau zu beschreiben, sehr schön auf Max Klingers Gemälde „Christus im Olymp“ verwiesen³, wo die Gestalt der Psyche, der „jugendlichen Unsterblichen“, hilfesuchend und anbetend zugleich vor Christus niedersinkt, indes die Olympier kalt und verloren auseinanderstieben; man könnte, um bei einem Bilde biblischer Wirklich-

¹ Vgl. J. Stiglmayr, Ein kulturgeschichtliches Idyll aus den Schriften Senecas — Edelgestalten einer altrömischen Familie, in dieser Zeitschrift 99 (1920) 441—454.

² W. Schubart, Die Frau im griechisch-römischen Ägypten, in: Internationale Monatschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik 10 (1916) 1507 ff.

³ Ketter, Christus und die Frauen (Düsseldorf 1933) 47 f.

keit zu bleiben, das, was sich zwischen Christus und der Frauenseele zutrug, ebensogut versinnbildet sehen in der Szene, die sich am Grab des Auferstandenen ereignete: wie Er, der Herr des Lebens, am Morgen seines Ostertages sich der ratlos suchenden Magdalena mit einem Wort zu erkennen gibt, indem er sie bei ihrem Namen ruft — „Maria!“, und sie sinkt zu seinen Füßen nieder mit dem Ruf, in dem sich der Jubel des Findens mit dem des Gefundenseins vereint: „Mein Meister!“ (Joh. 20, 16.)

Das war es, was Jesu Erscheinung in der Geschichte des Frauengeschlechts einzig dastehen macht: daß er die Frau in der vollen Erhabenheit seines gottmenschlichen Selbstbewußtseins liebend zu sich rief und sie damit zur Vollmündigkeit ihres Wesens vor Gott und den Menschen erweckte. In dieser einen Tatsache liegt alles beschlossen; alles andere, was er an der Frau und für die Frau tat, hat hier seine Mitte und alle weitere Entwicklung hier ihren Quellpunkt.

Ganz schlicht, so sagten wir, geschah dieser Anruf. Es fiel dabei kein Wort, das nach Revolution oder Emanzipation der Frauenwelt geklungen hätte, nicht einmal ein Wort, das man als „programmatisch“ für die Frauenfrage ansprechen könnte. Und doch — was immer Christus sprach und tat, wie er der Frau gegenübertrat und wie er sie aufnahm⁴, alles dies trug etwas ganz Neues, Umstürzendes in sich. Denn Er sprach die Frau in ihrem Allerheiligsten an, zu dem Er allein den Zutritt wußte — in jener Tiefe ihres Wesens, wo sie gottunmittelbar dem Ewigen gegenübersteht. Nicht als ob er ihre frauliche Eigenart geleugnet oder auch nur übersehen hätte; im Gegenteil, er ging in allem mit feinstem Zartgefühl in die Besonderheit ihres Wesens ein. Aber gerade indem er, ihre Frauenart bestätigend, zugleich die Gottunmittelbarkeit ihres Menschentums über alle zeitgegebenen Bindungen und Hemmungen hinweg so selbstverständlich vor ihr und aller Welt ans Licht hob, gab er ihr jenes neue Bewußtsein, dem Paulus späterhin Ausdruck verleihen sollte mit den Worten: „Da ist nicht ... Mann noch Weib; denn allzumal seid ihr Einer — in Christus Jesus“ (Gal. 3, 28). Damit war in der Tat „ein neues Frauenideal aufgestellt, nämlich das Ideal der Frau, welche in allen letzten und höchsten Fragen der Religion und Weltanschauung, der Persönlichkeit und der sittlichen Lebensführung nicht mehr abhängig ist von Sitte und Gewalt anderer, sondern als freie sittliche Persönlichkeit verantwortlich ist ihrem Gott und sich mit dem Manne zusammenfindet in dem gleichen Glauben, der auch ihr eine ewige Bestimmung verleiht“⁵.

Die Frau selbst hat auf den Anruf Christi die Antwort gegeben, eine Antwort, die ebenso groß in sich wie weittragend in ihren Folgen für das Frauengeschlecht selbst war.

Es kam die Zeit der ersten Ausbreitung des Christentums, die Blütezeit des ersten Eifers und der Liebe. Und siehe da — wohin wir blicken, die Frau steht wetteifernd neben dem Mann, Christi Lehre und das neue Leben, das er schenkte, hineinzutragen in eine altgewordene

⁴ Vgl. J. Leiboldt, Jesus und die Frauen. Leipzig 1921.

⁵ H. Jordan, Das Frauenideal des Neuen Testaments (Leipzig 1909) 16.

Welt, in Hütten und Paläste, wo immer Menschenherzen sich der neuen Botschaft öffnen wollten. Paulus vor allem ist es, der, wie er mit weitem Herzen und weitem Blick die Frau als Helferin in den Dienst des Missionswerkes stellte, so auch den treuen Mitarbeiterinnen im Danken und Grüßen seiner Briefe für immer ein Denkmal gesetzt hat⁶. Viele Hunderte von andern stillen Trägerinnen der Christusbotschaft aus den ersten Jahrhunderten sind unbekannt geblieben, soweit nicht eine gelegentliche Erwähnung bei den Schriftstellern der Frühzeit, der Titel einer Katakomben- oder Kirche, die sie zum heiligen Dienste schenkten, oder eine Grabinschrift ihren Namen der Vergessenheit entriß⁷. Daß es ihrer viele waren, die ohne Aufsehen, aber wirksam durch Wort und Beispiel für Christus warben, beweist der gereizte Spott eines Celsus und anderer, die erhaben über die neue Religion der „Weiber und Kinder“ lächelten. Dabei waren es nicht nur Sklavinnen und „kleine Leute“, sondern auch Frauen von hohem und höchstem Rang, die sich im Dienst dessen einsetzten, der ihrem eigenen Leben Sinn und Erfüllung gegeben hatte⁸. So ist es gewiß nicht übertrieben, wenn ein Überblick über die Leistung der Frau in dieser ersten Zeit der Verbreitung ihr Lob in die Worte zusammenfaßt: „Die stille, opfermutige Tätigkeit, das häusliche Apostolat der von Christus erst zur vollen Persönlichkeit erhobenen Frau war für das Emporblühen der jungen, rechtlosen Pflanze des Christentums von hoher, ja oft von ausschlaggebender Bedeutung.“⁹

Die Treue und Kraft der Hingabe an Christus sollte aber von der Frau in noch höherem Maße unter Beweis gestellt werden. Es kam die Zeit der Verfolgungen, die alles, was da hoffnungsvoll in Blüte stand, vernichten zu wollen schien. Es kam das Heldenzeitalter der jungen Kirche, die Zeit des blutigen Bekenntertums. Und wieder sehen wir die Frau im Wetteifer mit dem Manne, da wo es galt, unter dem Einsatz des eigenen Lebens von Christus und für Christus Zeugnis abzulegen. Mit Ehrfurcht und nicht ohne Staunen ob der Seelengröße, die das „schwache“ Geschlecht in diesem heldenhaften Ringen mit Leiden und Tod um des Glaubens willen bewies, erzählen die alten Berichte von den Martyrien der Frauen und Jungfrauen, die aus allen Ständen und Schichten der Bevölkerung, in allen Himmelsstrichen des römischen Weltreichs ihr Blut für Christus vergossen, mit keiner andern Schuld beladen, als daß sie — wie so manche aus ihnen dem Richter sagte — „durch Gottes Gnade Christin“ waren. Groß ist die Zahl derer, von denen namentliche Kunde auf uns kam, größer noch diejenige der ungenannten Opfer einer gerade Frauen gegenüber (wie selbst Heiden mehr als einmal gestanden) doppelt sinnlosen und schamlosen Verfolgungswut. Mag auch um die Gestalt mancher der bekanntesten jungfräulichen Martyrinnen, wie Agatha, Lucia, Agnes, Cäcilia, sich ein Kranz von Legenden geschlungen haben, der den geschichtlichen Kern

⁶ Vgl. G. Fangauer, Stilles Frauenheldentum: Frauenapostolat in den ersten drei Jahrhunderten des Christentums (Münster 1922) 49—65.

⁷ Ebd. 90—99.

⁸ Ebd. 107—119.

⁹ Ebd. 119.

ihres Martyriums üppig umrankt: gerade diese Tatsache zeigt, zusammen mit dem verklärten Inhalt der Legenden selbst, mit welch begeisterter Liebe die Nachkommen am Gedächtnis dieser Heldinnen der Frauenwelt festhielten. Und Heldentum war es, was hier aus „schwachen“ Frauen unüberhörbar sprach und vielleicht mehr noch als das gefaßte Dulden männlicher Blutzügen dem Christentum neue Anhänger warb. Mehr als einmal mögen Heiden von der Richtstätte fortgegangen sein mit dem Eingeständnis, daß „niemals ein Weib so vieles und so Entsetzliches ausgehalten hatte“¹⁰ wie diese Frauen, die für Christus litten. Noch heute ergreifen gerade jene Martyrerakten, deren Echtheit absolut feststeht, wie z. B. die Erinnerungen einer hl. Perpetua, durch die schlichte Größe, mit der sich hier heldenhaftes Frauentum und frauliches Heldentum offenbart. Denn eben als Frauen litten sie, und mitten in dieser männlichsten Bewährungsprobe der Furchtlosigkeit gegenüber Leiden und Tod haben sie doch nie das Weib in sich verleugnet. So konnte auch hier die geistig-moralische Rückwirkung nicht ausbleiben: „Wenn für die antike Welt der Heros, der Held, eo ipso der Mann war, so trat hier im heldenhaften Martertum die christliche Frau ebenbürtig neben den Mann.“¹¹

Auch die Zeit der großen Verfolgungen ging vorüber — es kamen die Tage des Friedens zwischen Staat und Kirche und damit für das junge Christentum der Beginn des Aufstiegs zur Reichsreligion. Aber — als hätte das christliche Gewissen die Gefahren der nunmehr einsetzenden Entwicklung vorausgeahnt, als sollte der heldische Schwung, der in den Tagen der großen Passion die Edelsten durchglühte, hinübergerettet werden in die kommende Zeit der Ruhe —: noch vor dem Verklingen der letzten Verfolgung waren die ersten Einsiedler in die Wüste gezogen, um dort im einsamen Ringen um die höchsten Ideale des Christentums ein unblutiges, aber dafür lange andauerndes Martyrium auf sich zu nehmen, den alten Menschen zu kreuzigen, daß der neue, christförmig gestaltete vollendet werde. Mag auch der erste Aufschwung der Begeisterung oder die Unerfahrenheit in den neuen Lebensformen dem jetzt anhebenden Aszeten-tum hie und da einen heute fremd anmutenden Zug gegeben haben, dem Ernst und der Kraft des Wollens, das diese neuen „Ringkämpfer Christi“ beseelte, kann kein tiefer Blickender seine Achtung versagen, auch wenn er in der Wahl der Wege ihnen nicht folgen zu können glaubt. Es waren heldische Gedanken, die diese Menschen trieben, und was sie in der Einsamkeit der Wüste und bald darauf in der Gemeinschaft der ersten klösterlichen Vereinigungen lebten, war Heldentum.

Und siehe da — kaum hatte der Gedanke dieses neuen Weges der Nachfolge Christi in den Zellen der Anachoreten lebendige Gestalt gewonnen, da war wiederum die Frau zur Stelle und trat — ein drittes Mal — beherzt und begeistert in edlen Wettstreit mit dem Mann. Tausende von hochgesinnten Frauen zogen in der Folge in die Einöden und Klöster, um

¹⁰ Eusebius, Hist. eccl. V 1, 55 (MG 20, 429); aus dem Martyrium der Blutzügen von Lyon (Blandina).

¹¹ Jordan a. a. O. 19.

unter den gleichen Härten und Belastungsproben wie die Mönche den Zielen eines ganz Gott geweihten Lebens nachzueifern. Schon der erste Bericht aus der Frühzeit des Mönchtums, die köstliche Sammlung von Mönchsgeschichten des Palladius, weiß von einer Reihe edler Frauen zu erzählen, die je in ihrer Weise dem Beispiel der Anachoreten und Koinobiten folgten; und Theodoret von Cyrus, ebenfalls Verfasser einer Mönchsgeschichte, gedenkt ausdrücklich der „Frauen, die nicht weniger tapfer, vielleicht sogar noch tapferer gerungen haben“ als die Männer¹². Er ist es auch, der von der raschen Ausbreitung der weiblichen Klostergemeinschaften und von den treibenden Gründen ihres Aszetentums das schöne Zeugnis ablegt: „Solche Stätten der Tugend gibt es tausende, ja unzählige, nicht nur bei uns, sondern im ganzen Morgenlande. . . . Seitdem nämlich Christus der Herr, von einer Jungfrau geboren, die Jungfräulichkeit zu Ehren erhoben hat, grünen die Auen der Jungfrauschaft und bringen ihrem Schöpfer diese duftenden, unverwelklichen Blüten dar, ihm, der keinen Unterschied macht zwischen männlichem und weiblichem Geschlecht und die Tugend nicht auf zwei Menschenklassen verteilt. . . . Denn nach dem hehren Apostel ‚gibt es in Christus nicht Mann noch Weib‘, da ein Glaube es ist, der Mann und Weib verliehen wurde.“¹³

Nicht ohne tiefe Berechtigung betont auch dieser Text die Ebenbürtigkeit des Weibes mit dem Mann „in Christus“. Aber es wäre ungerecht, über dem Wort des Apostels die Leistung der Frau selbst zu vergessen: die Ebenbürtigkeit, die Christus der Frau grundsätzlich zugesprochen, die Paulus in klassischen Worten zum Ausdruck gebracht hatte — diese Ebenbürtigkeit hatte sich die Frau durch die Tat, durch den hingegebenen Einsatz ungezählter Tausender in Leben und Tod während der nunmehr verflossenen Jahrhunderte heroisch erkämpft und sich so die Gabe Christi auch in den Augen der Menschen ehrenvoll verdient. Es war eine wirkliche „emancipatio“, ein Herauswachsen aus den Fesseln der Unmündigkeit und Geschlechtsgebundenheit in die Freiheit personalen Selbstandes, das um so mehr von Versuchen anderer Art absticht, als diese Emanzipation sich ohne jede Einbuße fraulicher Eigenart vollzog, sondern sie im Gegenteil adelte und damit in den Augen des andern Geschlechts erhob.

Denn die Rückwirkung auf die allgemeine Wertung der Frau konnte nicht ausbleiben. Das Männergeschlecht mußte die Leistung der Frau, ihren Idealismus und ihre sittliche Energie, wenn es gerecht sein wollte, anerkennen. Das geschah denn auch, nicht nur in gelegentlichen Äußerungen, sondern ganz bewußt und betont. Zeuge dessen ist heute noch die steigende Zahl der Schriften, in denen sich Männer der Kirche mit der Frau befassen. Hier wird sie absolut ernst genommen in ihrem Fragen und Ringen, ihrer fraulichen Eigenart und — Vollendung. Zumal die Großgestalten der Frauenwelt werden mehr und mehr ins Licht gerückt. Vom anekdotenhaften Zug und den Kurzberichten über das Leben heiliger Frauen geht die Entwicklung zur ausführlichen Lebensbeschreibung, die nun — ein

¹² Hist. relig. 29 (MG 82, 1489).

¹³ Ebd. 30 (MG 82, 1493); in der Kösel-Ausgabe der Schriften Theodorets I 178.

völlig Neues in der Alten Welt — die Charakterschilderung der Frau zum Hauptgegenstand literarischer Behandlung macht. Leuchten theologischer Wissenschaft, ein Gregor von Nyssa, Gregor von Nazianz, Basilius, Ambrosius, Hieronymus, Augustinus, Gregor der Große u. a. versenken sich liebevoll in das Ringen und Reifen heiliger Frauengestalten, in deren Reihe heilige Mütter, wie Makrina, Nonna, Silvia, Anthusa, Monika, ebenso wenig fehlen wie Jungfrauen, die, wie Marcellina, Placilla, Scholastica u. a., ihr Leben Gott geweiht hatten, um einzig zu denken, „was des Herrn ist“. Mag dabei auch da und dort eine gewisse schematische Ausrichtung des schriftstellerischen Interesses in der Art der Ausführung wahrzunehmen sein¹⁴, der Grundzug ist doch in allem eine aufrichtige Verehrung vor der Hoheit wahren, von christlichem Ethos verkärten Frauentums.

Schon diese schriftlichen Denkmäler zeigen, wie unbegründet es ist, der alten Kirche überhaupt oder ihren führenden Vertretern einfachhin Geringschätzung oder Verachtung des Weibes vorzuwerfen. Von einer solchen Einstellung im allgemeinen kann, wenn man alles zusammenfaßt, was die Quellen bieten, schlechthin nicht die Rede sein. Wohl mag man auf das eine oder andere temperamentvolle Wort etwa bei Tertullian oder Hieronymus hinweisen, in dem sich eine Herabsetzung der Frau auszusprechen scheint. Aber diese beiden heißblütigen Naturen — Afrikaner der eine, der andere Dalmatiner — haben bei ihrem rhetorischen Feuer wie so manchmal sonst, so auch hier nach eigenem Eingeständnis über das Ziel hinausgeschossen; beide finden bei anderer Gelegenheit, schwunghaft im Lob wie im Tadel, über die Frau Worte, die zeigen, daß sie ihre wahren Werte wohl zu würdigen wußten¹⁵. Wenn sich selbst bei Goethe gelegentliche Äußerungen finden, die dem Frauengeschlecht gegenüber wenig schmeichelhaft klingen¹⁶, von Schopenhauer und Nietzsche ganz zu schweigen, so wird man Anwendungen ähnlicher Art auch bei einem kirchlichen Schriftsteller der alten Zeit nicht allzu tragisch nehmen und vor allem nicht grundlos verallgemeinern dürfen. Ambrosius z. B., der selbst in seiner Schwester Marcellina von Jugend auf ein Bild edelster Weiblichkeit vor Augen hatte, erweist sich nicht nur als feinsinniger Kenner der Frauenseele, sondern auch als ihr gerechter und mitfühlender Anwalt, wo immer es für das Verständnis ihres Herzens und für ihre Ehre einzutreten gilt¹⁷.

Von größerem Gewicht als gelegentliche Entgleisungen einzelner möchten gewisse dogmatische Gedankengänge erscheinen, die der Wertung der Frau in der Lehre des Christentums abträglich sein konnten. Man weist hier insbesondere auf die Rolle hin, die manche Kirchenväter im Anschluß

¹⁴ Vgl. A. Kalsbach, *Die Vita S. Macrinae*, in: *Das Bild vom Menschen*, Festgabe für F. Tillmann (Düsseldorf 1934) 36—41.

¹⁵ Vgl. z. B. die schöne Stelle über christliche Gemahlschaft bei Tertullian, *Ad uxorem* 2, 9 (ML 1, 1302), oder Hieronymus' Nachrufe auf Paula, Fabiola, Marcella (in der Kösel-Ausgabe seiner Schriften I).

¹⁶ Z. B. die launigen Verse im Westöstlichen Divan (IV 14): „Behandelt die Frauen mit Nachsicht! Aus krummer Rippe ward sie erschaffen; Gott konnte sie nicht ganz grade machen“ usw.

¹⁷ J. Mausbach, *Der hl. Ambrosius von Mailand über Beruf und Würde der Frau*, in: *Altchristliche und moderne Gedanken über Frauenberuf*. M.-Gladbach 1906.

an Paulus (1 Tim. 2, 14) beim Sündenfall der Stammutter Eva zuschreiben und die angeblich das Weib schlechthin als die Quelle alles Übels hinstellen sollte. Aber abgesehen davon, daß andere, nicht minder angesehene Väter und Schriftsteller — z. B. Klemens von Alexandrien, Chrysostomus oder Ambrosius, der in diesem Fall geradezu eine Verteidigung des Weibes gegenüber dem Manne unternimmt¹⁸ — durchaus von der bezeichneten pessimistischen Ansicht abweichen: es handelt sich auch bei den zuerst Genannten nicht um ein endgültiges Gesamturteil über die Frau schlechthin, sondern um eine tiefere Untersuchung des Sündenfalls, die zunächst auf Eva allein beschränkt bleibt. Von einer ungerechten Verallgemeinerung hielt die theologische Spekulation schon der Blick auf jene Frau ab, die als „zweite Eva“ leuchtend im Denken und Sinnen auch der ersten christlichen Jahrhunderte steht: Maria. Warum zählt man, wenn man schon die wenigen abträglichen Evastellen zusammenträgt, nicht auch die weit zahlreicheren Belege auf, in denen die Kirchenväter aller Jahrhunderte Maria als die Auserwählte unter den Frauen feiern, die in gottbegnadetem Frauentum den durch die erste Eva über die Menschheit gebrachten Unsegen in Segen und Heil verwandelte?

Man weist in diesem Zusammenhang auch gerne auf die untergeordnete Stellung hin, die die Frau im gottesdienstlichen Leben der Kirche damals schon einnahm, insbesondere auf ihren Ausschluß von amtlicher Betätigung im Lehr- und Priesteramt. Wie wenig zutreffend es ist, aus diesen Tatsachen eine Zurücksetzung der Frau herauszulesen, hat unlängst erst eine Frau in einer ungemein feinsinnigen Studie entwickelt¹⁹. Sie zeigt die Besonderheit, aber auch die „Gefahr der Frau“, die „Gefahr des Amtes“, die Notwendigkeit einer „Abgrenzung des Gottesdienstes“ und kommt zu dem Schlusse: „Vermag die Frau . . . im Nichtamtlichen ihr Bestes zu leisten, so würde sie oftmals, infolge der eigensten Gefahren ihrer Natur, im Amtlichen ihr Schlechtestes leisten“ (39). Sie ist also vom Priestertum nicht ausgeschlossen wegen ihrer Minderwertigkeit, sondern wegen ihrer Anderwertigkeit, die auf den Weg des mütterlichen Dienstes, des „nicht-amtlichen, außerhierarchischen, titellosen, verborgenen Priestertums“ verweist (29). In der Tat hat die Frau gerade bei jenen Sekten, die ihr den Zugang zum kultischen und prophetischen Wirken im Gegensatz zur Großkirche öffneten, sehr bald den beschämendsten Abstieg aus ihrer Frauenwürde erlebt, eine Bestätigung für die „Sicherheit, mit der die vom Heiligen Geiste geleitete Kirche immer wieder auf die rechte Linie“ verwies, die das Amtspriestertum der Frau nicht hätte verkümmern lassen, wenn es im Heilsplan Gottes vorgesehen gewesen wäre (47).

Aber hat nicht das aufkommende Mönchtum mit seiner Aszese im Weib die große Versuchung sehen gelehrt und damit die Frau doch wieder in peinlicher Weise zum bloßen Geschlechtswesen erniedrigt? Wenn man einer neueren Darstellung aus protestantischer Sicht folgen wollte (Reli-

¹⁸ De inst. virg. c. 4, 25—31 (ML 16, 311 f.).

¹⁹ Vom Priestertum der Frau. Von Oda Schneider. (Laienbücherei, Heft 2.) Wien 1934, Seelsorger-Verlag. Kart. M. 1.—. Zur Stellung des hl. Paulus in unserer Frage vgl. diese Zeitschrift 103 (1922) 48—54.

gion in Geschichte und Gegenwart: „Mönchtum“, IV 135), hätte der Mönch „durch ängstliches Vermeiden auch nur des Anblicks eines weiblichen Wesens die Ertötung alles sinnlichen Begehrens erstrebt“, mit dem Erfolg, daß er „diese gewaltsame Unterdrückung der Natur durch eine ungeheuerliche Steigerung des Phantasielebens“ in sexueller Hinsicht bezahlte.

Auch hier sprechen die Quellen eine andere Sprache, die die „Phantasie“ mehr auf seiten heutiger Darstellung als auf der der alten Mönche erweist. Wer sich näher mit der gesamten Mönchsliteratur der alten Zeit befaßt, wird bald bemerken, daß das geschlechtliche Problem bei weitem nicht den Rang einnimmt, den man ihm in solchen und ähnlichen Schilderungen zuschreibt. Man prüfe die alten Regeln eines Antonius, Pachomius, Makarius, die aszetischen Schriften eines Evagrius Ponticus, Nilus, Diadochus usw.: diese Männer hatten andere Anliegen als die „gewaltsame Unterdrückung der Natur“, die sie, wenn sie gelegentlich einmal auf diese Frage zu sprechen kommen, sogar ausdrücklich ablehnen²⁰. Man lese die oben genannten Mönchsgeschichten des Palladius oder, um eine andere vielgelesene Sammlung aus späterer Zeit zu nennen, die „Geistliche Wiese“ des Johannes Moschos: Da ist keine Spur von den lüsternen Pfaffenspiegeleien eines Corvin oder ähnlicher „Sittenschilderer“, dafür finden wir hier echtes Menschentum, wohl auch in Versuchung, Schuld und Fehle, hie und da in Absonderlichkeiten und Torheiten — Käuze hat es immer gegeben, auch unter den Aszetten —, aber im großen ganzen so vernünftig und natürlich, auch im Verhältnis Mönch — Weib, daß man an den Miniaturbildern aszetischer Praxis, wie sie hier leibt und lebt, oft helle Freude haben kann²¹.

Ein anderer Vorwurf, den man gegen das Aszetentum erhoben hat, greift tiefer und bedarf darum genauerer Untersuchung, der Vorwurf nämlich, das durch die neue Welle hochgetragene Jungfräulichkeitsideal habe den Ehe- und Muttergedanken in den Hintergrund gedrängt und damit die natürliche Bestimmung des Weibes für das frühchristliche Denken entwertet. In der Tat zog damals durch das gesamte Geistesleben ein mächtiger Strom weltflüchtiger Sinnenfeindlichkeit, der, aus mannigfaltigen hellenistisch-orientalischen Quellen gespeist und vom Ursprung

²⁰ Z. B. Nilus, *De octo vitiis* (MG 79, 1448): „Wir haben es nicht darauf abgelegt, das Triebleben zu vernichten, sondern uns im Kampf mit ihm zu bewähren“; der griechische Text ist noch einprägsamer: „Wir sind nicht ‚ekrizôtai‘ (Entwurzler) der Leidenschaften, sondern ihre ‚antagonistai‘“. Vgl. die entsprechende Erzählung aus Palladius' Mönchsgeschichten über Pachon (n. 23) mit der Schlußmoral an den bedrängten Aszetten: „Geh deines Weges und kämpfe!“

²¹ Hier nur ein kleiner Zug aus Johannes Moschos (MG 87 III, 2999 n. 136): „Der Einsiedler Sisinius betet in seiner Höhle ‚am heiligen Jordan‘ eben die Terz, als eine Sarazenin bei ihm eintritt und ihm unzweideutig ihre Dienste anbietet. Er betet zuerst seine Terz zu Ende und fragt sie dann ganz ruhig aus: ob sie Christin sei; ob sie dann nicht wisse, was Gott davon halte; warum sie es also doch tun wolle — und da kommt es heraus: „Ich habe Hunger.“ Darauf der Anachoret: „Gut, so tu es nicht, aber komm jeden Tag; und wie mir's Gott der Herr beschert, sollst du von mir zu essen haben.“ Treu wie ein Hündlein kommt sie jeden Tag, solange der gute Klausner sich in jener Gegend aufhielt. — Nichts leichter für eine Phantasie im Stile Corvins, als aus einer Episode dieser Art eine Skandalgeschichte zu machen; die Wirklichkeit war nüchterner — und menschlicher.

an durch einen überspitzten Leib-Seele-Dualismus in seiner Richtung bestimmt, da und dort in die grundsätzliche Verneinung alles sinnlichen und geschlechtlichen Lebens ausmündete, wobei sich nicht selten die gewöhnliche Folge eines übersteigerten Rigorismus einstellte, indem die scheinbare sittliche Strenge bald schon in vollste Zügellosigkeit umschlug. Die Großkirche hat niemals die Verirrungen mitgemacht, zu denen diese Strömungen mehr als eine der frühchristlichen Sekten fortrissen. Sie verurteilte die falsche Gnosis ebenso wie die zum Teil von ihrem Gift angesteckten Richtungen der Marcioniten, Eustathianer, Valentinianer, Priscillianer, Enkratiten, Manichäer usw., deren spiritualistische Verwerfung der Ehe viele Jahrhunderte später in den Irrlehren der Katharer und Waldenser ihre Auferstehung feiern sollte. Die Großkirche hat sich auch vor dem Anschwellen dieser neuen zeitbedingten Geisteshaltung niemals zu Abstrichen an ihrer grundsätzlichen Einstellung zu Ehe und Familie bewegen lassen. Die Linie, die hier schon von der Zeit der Urkirche her festgelegt war (1 Tim. 4, 3), blieb, bei aller Aufgeschlossenheit für die Ideale eines ausschließlich Gott geweihten Lebens, die einer wirksamen Inschutznahme des ehelichen Lebens vor Aushöhlung und Zersetzung durch die Apostel einer falschen Geistigkeit. Es wäre ein leichtes, diese Haltung aus den kirchlichen Abwehrmaßnahmen und den Schriften der bedeutendsten Führer der Kirche in jener Zeit zu belegen. Statt dessen sei hier die Stimme eines weniger bekannten Theologen der Frühzeit wiedergegeben, der mitten in der ersten Blüte der asketischen Bewegung und mitten in einer der Hauptgegenden ihrer Verbreitung bestätigt, daß die Vertreter großkirchlichen Denkens über dem Lobpreis der Jungfräulichkeit durchaus die Werte christlichen Ehelebens nicht entwerten ließen. Es ist Amphilochius, der Vetter des großen Gregor von Nazianz, der als Bischof von Iconium gleich zu Beginn einer Predigt über die Schönheit gottgeweihter Jungfrauschaft ein Preislied auf die Ehe anstimmt, wie es schwungvoller und inniger kaum gedacht werden kann. Es lautet, herausgelöst aus dem etwas schwierigen und überladenen Satzbau, etwa also:

Heilige Ehe, hoch steht sie über allen Gaben der Erde;
 fruchtschwerer Baum, Edelreis, aus dem jungfräuliches Leben sproßt;
 Hegerin ist sie der Zweige, der geistbeseelten,
 Bund des Segens zum Wachstum der Welt;
 süßer Trost unseres Geschlechts,
 Schöpferin der Menschheit, Bildnerin göttlichen Abbilds.
 Sie durfte empfangen den Segen des Herrn,
 mütterlich trägt sie die ganze Welt.
 Jenem lebend, der um ihretwillen Mensch ward,
 darf sie frei hoherhobenen Hauptes sprechen:
 „Siehe da mich und die Kinder, die Gott mir geschenkt“

(Is. 8, 18; vgl. Hebr. 2, 13) ²².

So wahr es demnach ist, daß die Kirche im wesentlichen ihre grundsätzlichen positive Einstellung zu Ehe und Mutterdienst der Frau unbeirrt aufrecht erhalten hat, so soll damit nicht geleugnet werden, daß die ganze Entwicklung der Dinge wenigstens mittelbar auf die gemeinkirchlichen

²² MG 39, 45.

Anschauungen zurückgewirkt hat, und zwar nicht zu Gunsten einer geradlinigen Weiterentwicklung jenes Eheideals, wie es in den Grundgegebenheiten des Evangeliums beschlossen lag. Das Bessere war, wie so manchmal, auch hier der Feind des Guten: die starke Vorbetonung der Ehelosigkeit in der Predigt, der Schriftstellerei, der Seelenführung und übrigen Praxis der Kirche gab ganz von selbst dem ehelichen Tun die Note nicht zwar des Schlechten, wohl aber des Minderen, doch nicht so ganz in Ordnung Befindlichen, wenn man will, des „kleineren Übels für die Schwachen, das dem größeren Übel der Zügellosigkeit und der heimlichen Not“ wehren mochte²³.

Dazu kamen noch andere Hindernisse, die einer raschen, allseitigen und vollendeten Ausprägung der christlichen Grundgedanken im ehelichen Leben im Wege standen. Da war zunächst das Nachwirken alttestamentlicher Anschauungen und Vorschriften über die Stellung der Frau und sexuelles Geschehen, von denen sich das Christentum nur langsam und allmählich löste²⁴. Da waren weit und breit tief eingewurzelte, der Frau abträgliche Volksanschauungen, die sich auch in der christlichen Zeit noch zäh am Leben hielten²⁵. Da war endlich das Frauengeschlecht selbst, das erst allmählich, durch die Anstrengungen seiner Besten, zu jener allgemeinen Höhe geführt werden konnte, die die Grundbedingung für die weitere Entwicklung der christlichen Ideale war²⁶.

In dieser langsamen und nicht immer geradlinigen Entwicklung einfachhin ein Versagen des Christentums erblicken, hieße die Gesetze des Werdens, die Christus auch für seine Kirche nicht aufhob, sondern im Gegenteil ausdrücklich bestätigte, völlig verkennen. Er sprach von einem Sauerteig, der, gering an Masse, allmählich das ganze durchsäuern sollte; er sprach, deutlicher noch, von einem in die Erde gesetzten Keimling, der mitten durch Gunst und Ungunst des ihn umgebenden Bodens in organischem Wachstum den Weg zum Licht und zur allmählichen Vollendung finden sollte. Christus hat sich im wesentlichen darauf beschränkt, die großen Grundgedanken Gottes in die Menschheit einzusenken und den ersten machtvollen Anstoß zum Neuwerden der menschlichen Dinge zu

²³ Die Religion in Geschichte und Gegenwart II 29: „Ehe“, ein Beitrag, der wie der oben genannte über „Mönchtum“ und der über die „Frau“ neben Richtigem auch manche starke Verzeichnung katholischer Dinge enthält.

²⁴ Vgl. Browe, Beiträge zur Sexualethik des Mittelalters. Breslau 1932.

²⁵ Nur ein Beispiel aus germanischen Verhältnissen: Gregor d. Gr. wird von dem unter den Angelsachsen wirkenden Benediktinerprior Augustin befragt, ob eine Frau in gesegneten Umständen getauft werden dürfe; sichtlich befremdet über die bloße Frage, die also, wie der Zusammenhang noch weiter nahelegt, aus angelsächsischem, nicht aus christlichem Denken gekommen sein muß, gibt der Papst die schöne Antwort: „Warum soll eine solche Frau nicht getauft werden können? Vor den Augen des allmächtigen Gottes ist Fruchtbarkeit doch keine Schuld... Wie kann, was der menschlichen Natur als Gottesgabe verliehen wurde, an der Gnade der heiligen Taufe hindern?“ (Mon. Germ. epp. II 338.)

²⁶ Sehr richtig antwortet Leipoldt (a. a. O. 62) auf die Frage, warum auch Jesus die geistige Gemeinschaft in der Ehe nicht stärker betont: „Frauen, die von der Sitte lange niedergehalten wurden, sind meist noch nicht reif für geistige Gemeinschaft: dazu bedarf es langer Erziehung.“

geben; das weitere überließ er im tiefen Wissen um die Führung des Vaters und im sicheren Vertrauen auf die Kraft des von ihm geschenkten Lebenskeimes den Mächten der Geschichte, die die Entwicklung wohl zuweilen hemmen, aber nie unterbinden oder in Wesenswidriges abbiegen konnten.

Gerade die hier besprochene Frage bestätigt die Richtigkeit dieser Sicht. In Wirklichkeit nämlich hat das Christentum seine wandelnde Kraft still, aber unaufhaltsam auch auf diesem für die Frau so wesentlichen Gebiet ihrer Stellung in der Ehe bewiesen, indem es die ehelichen Beziehungen verinnerlichte, beseelte und damit für die tiefste Begegnung der Herzen reif machte. In dieser Richtung wirkte zunächst schon das gewaltige Nein, das Christus als höchster Gesetzgeber seiner Gemeinschaft einmal für immer der Ehescheidung entgegensetzte. „Auf heidnischem Boden, wo oft die Auflösung der Ehe kraß in Erscheinung tritt, steht dieses uneingeschränkte Verbot (Mark. 10, 11; 1 Kor. 7, 9 10) wie ein eherner Fels und zeigt die ganze sittliche Kraft und Unerbittlichkeit des Christentums, dem Paktieren Sünde ist.“²⁷ Das eherner Gebot der Einehe mit seiner erhabenen Begründung aus dem Munde Christi selbst und seines großen Apostels (Matth. 19, 4; Eph. 5, 21 f.) drängte geradezu zu einer vertieften Auffassung des Ehebundes, wie sie sich denn auch, sobald rein christliche Ehen möglich geworden waren, in wachsendem Maße zeigt. Zeuge dessen ist z. B. die Treue über den Tod hinaus, die in weiten Kreisen des Frühchristentums schon eine zweite Ehe nach dem Tod des Gemahls als unvereinbar mit christlichem Denken zu betrachten geneigt war. Zeugen sind neben der Sprache so manchen Grabdenkmals²⁸ gelegentliche Streiflichter im Schrifttum der Frühzeit, die unabsichtlich, aber um so glaubwürdiger die Innigkeit christlicher Eheverhältnisse beleuchten und es nur bedauern lassen, daß über den alles beherrschenden Äußerungen des Aszetenums das ungleich stillere und schwerer erfäßbare Glück frühchristlichen Ehelebens nicht zur Selbstdarstellung kam. Denn man hat nach allem den Eindruck: dieses Glück war da und wurde dankbar genossen, etwas scheu vielleicht und verschlossen ob des übermächtigen Glanzes, der „Schwester Jungfräulichkeit“ umgab, etwas wortkarg, aber innig und mit wachsendem Bewußtsein dessen, was auch die Ehe Christus verdankte.

Im übrigen hat, was leicht übersehen wird, gerade die gesteigerte Wertschätzung des Jungfräulichkeitsideals zu ihrem Teil dazu beigetragen, die Stellung der Frau im ehelichen Leben zu erhöhen. Einmal dadurch, daß sie, wie oben geschildert, die Achtung vor der Frau überhaupt hob, und dann durch die vermehrte Selbständigkeit, die die Möglichkeit einer solchen, vom Manne unabhängigen Lebensform ihm gegenüber gab. Die christliche Jungfrau wußte nun, daß sie nicht mehr darauf angewiesen war,

²⁷ H. Preisker, *Christentum und Ehe in den ersten drei Jahrhunderten* (Berlin 1927) 114. Die einseitige Grundthese Preiskers, wonach im Urchristentum jeder Gedanke an eine geistige Gemeinschaft gefehlt und die Ehe rein als Geschlechts-gemeinschaft gegolten habe, wird schon durch das hier Gebotene widerlegt.

²⁸ Vgl. C. M. Kaufmann, *Handbuch der altchristlichen Epigraphik* (Freiburg i. Br. 1917) 193—198.

entweder ihre Hand einem Mann zu reichen oder ihr Leben als verfehlt und inhaltlos betrachten zu müssen — und der Mann wußte es auch, oder bekam es zu spüren. Und wenn, wie es nicht selten geschah, das Mädchen seine Werbung ausschlug, um sich „Christus zu vermählen“, so stieg dadurch der Eigenwert der Frau in den Augen des Mannes um so höher, als er selbst, wenn auch vielleicht widerwillig, die sittliche Größe der freien Hingabe an Gott bewundern mußte. Es ist darum vollkommen berechtigt, wenn F. A. Herbig den Zusammenhang zwischen dem jungfräulichen und dem ehelichen Ideal in die Worte zusammenfaßt: „Die Zartheit und die Tiefe der Liebesempfindungen zwischen Mann und Frau, die dem Altertum fremd waren, ist eine Frucht der christlichen Aszese, der Verfemung bloßer Begierde²⁹... Die aszetische Leistung der katholischen Kirche, ihrer Priester, Mönche und Nonnen... verdienen hohe Achtung, denn sie beweisen sinnfällig die Macht der Idee in einer durch Lebensgier entstellten Welt.“³⁰

Es ist ein Grundgesetz des geistigen Lebens überhaupt, daß seine verschiedenen Möglichkeiten nicht alle zur selben Zeit im gleichen Maße zur Entfaltung gebracht werden können, daß vielmehr eine besondere Kraftanstrengung nach der einen Seite andere Möglichkeiten zunächst zurückdrängt, um in ihren Auswirkungen der Gesamtentwicklung in einem späteren Zeitpunkt doch wieder zugute zu kommen. So auch hier: erst mußte die Durchbruchsschlacht gekämpft sein, die die Frau zu sich selbst führte, zum Bewußtsein ihres Eigenwertes und ihrer Eigenpersönlichkeit, dann erst konnten auch die ehelichen Beziehungen mehr und mehr von den Auswirkungen dieser neu errungenen Werte an bewußtem Gehalt gewinnen. Denn auch in der Ehe gestaltet sich zuletzt die Frau ihr Schicksal selbst.

Mit einer Kraft wie nie zuvor und niemals wieder in späterer Zeit hat die Frauenwelt der ersten christlichen Jahrhunderte diese Gestaltung ihres Schicksals in die eigene Hand genommen. Die Kraft war beschwingt von der „Macht der Idee“, oder besser noch: von der Macht einer Liebe, die nicht von dieser Welt stammt und weit über sie hinauswies. Daß die Frau sich von dieser Ewigen Liebe so tief ergreifen ließ, daß sie ihr Leben mit solcher Hingabe aus ihr heraus formte, das hat ihren Weg zu einem wahrhaften Aufstieg zu vorher nicht gekannten Höhen gemacht. Uns ist heute so manche Errungenschaft dieser großen Zeit selbstverständlich geworden, vielleicht so selbstverständlich, daß wir vergessen haben, wem das Frauengeschlecht seine heutige Stellung verdankt und welche Anstrengungen es gekostet hat, sie zu erringen. Es sind die sittlichen Kämpfe, Opfer und Siege dieser Christinnen der Frühzeit, von denen heute noch unsere Frauenkultur zehrt. Sie haben den Keim des neuen Lebens gehütet

²⁹ Vgl. dazu das Wort Augustins (Serm. 51, 13; ML 38, 344), das Weib werde zur Gattin nicht durch die Lust (libido), sondern durch die eheliche Liebe (caritas coniugalis); und (De bono coniug. 3; ML 40, 375): „Auch wenn die schwellende Kraft der Sinne vergangen und gebrochen ist, bleibt die Ordnung der Liebe (ordo caritatis) bestehen.“ Die Worte weisen noch über den Asketismus hinaus in letzte dogmatisch-ethische Gründe.

³⁰ Die Ideale der Geschlechtergemeinschaft (Berlin 1929) 7 f.

und durch alle Schwierigkeiten hindurch treu und beharrlich zur Entfaltung gebracht bis hin zur Vollendung — der reif und selbststeigen gewordenen, in Christus verklärten Frau.

Katholische Kulturschau

Von Jakob Overmans S. J.

I

Von welcher Art die noch nicht erstorbene religiöse Sehnsucht in Rußland ist, geht klarer als aus den gewöhnlichen Zeitungsmeldungen aus dem Bericht hervor, den Sir Ferdinand Pares, der Leiter der slawistischen Abteilung an der Universität London, im „Spectator“ (17. April 1936, S. 696 f.) über seine Teilnahme an einem Moskauer Weihnachtsgottesdienst veröffentlichte. Nach vielem Fragen habe er in einem Außenbezirk eine der vierzig Kirchen gefunden, die als letzte von den früheren 1600 noch gottesdienstlichen Zwecken dienen. Von allen Seiten seien Gruppen durch die Dämmerung herbeigeströmt. Im Innern hätten die Massen so dicht gestanden, daß er nur mit größter Mühe ein Plätzchen im südlichen Querschiff erobert habe. „Die Feier dauerte zwei Stunden. Der Gesang war schön und nach meinem Gefühl glühender, als ich ihn jemals im alten Rußland gehört habe.“ Dreimal habe die ganze Versammlung sehr andächtig mitgesungen, und unaufhörlich hätten sich Leute zum Altare durchgedrängt, um das Kreuz zu küssen. „Überall in Moskau sah ich auf fast allen Gesichtern einen Zug von Entschlossenheit: nirgends war er stärker als bei den Betern dieser Weihnachtsfeier. Die Versammlung bestand keineswegs aus lauter greisenhaften Leuten, sondern hier war buchstäblich jedes Lebensalter beider Geschlechter gleichmäßig vertreten, und an Klassenunterschiede auch nur zu denken, war ganz unmöglich. Da standen starke Männer in mittleren Jahren, oft mit einem Knaben an der Hand, aber da waren auch junge Burschen, junge Frauen, kurz alles. Die Diakone, die sich durch die Massen zwängten, um das Opfer einzusammeln, mußten sich nicht weniger bemühen, als wenn man in London aus einem überfüllten Wagen der Untergrundbahn steigen will. Als wir die Kirche verließen, drängte sich eine ebenso dichte Menschenmenge zu dem sofort beginnenden folgenden Gottesdienst herein. Es war ein Anblick, den ich nie vergessen kann.“

Lauter, freilich allzu oft nicht nachhaltig, bricht das religiöse Gefühl im heutigen Spanien hervor. Wie die immer sich wiederholenden Kirchenbrände von einer sinnlos leidenschaftlichen Feindschaft gegen die Religion zeugen, so weckten die berühmten Karfreitagsfeiern in Sevilla auch dieses Jahr wieder eine katholische Begeisterung, die fast mehr aus herkömmlicher Freude an frommem Gepränge als aus ernster Versenkung in die Glaubensgeheimnisse zu quellen schien. „Sevilla existiert noch“, telephonierte der Berichterstatter der Madrider katholischen Zeitung „El Debate“ (Nr. 8226, 11. April 1936) beim Anblick der Männer